Im Strudel der Großstadt.

Roman von E. Krickeberg.

(7. Fortsetzung.)

Soltei konnte sich von dem Gedanken, daß Anna-Maria auf irgend einem Gebiete künstlerisch thätig sein müßte, nicht losreißen. Ihre ganze Art hatte etwas stilvoll Künstlerisches, und während er ihrer weichen, vollen Altstimme lauschte, kam ihm plötzlich die Idee, daß sie sicherlich sehr musikalisch sein würde. Und er wußte geschickt eine taktvolle Frage danach in das Gespräch einzuflechten.

Aber sie lachte wieder und jetzt ein wenig ironisch, wie er meinte.

„Sie irren auch diesmal, Herr Baron, ich besitze auch die Kunst des Gesanges nicht — wenigstens nicht das, was Sie so nennen würden! Für den Hausgebrauch und das eigene Vergnügen ein wenig singen und musiziren — das ist alles, was ich vermag. — Ich bin schon seit einer Reihe von Jahren gezwungen, um's tägliche Brot zu arbeiten, und da bleibt mir für das Angenehme neben dem Nothwendigen oft recht herzlich wenig Muße. — Sie hätten dem Herrn Baron sagen sollen, Hanni, daß ich Telephonistin bin! — Ich fürchte, er ist mit falschen Voraussetzungen an die Bekanntschaft mit uns herangetreten."

„Ich wüßte nicht, was diese nebensächliche Thatsache an der Persönlichkeit der Anna-Maria Seidelmann ändern könnte," sagte Hans seelenruhig. Soltei dagegen protestirte lebhaft und ganz erschreckt.

„Wie können Sie das denken, gnädiges Fräulein, ich bin tief unglücklich, daß Sie meiner harmlosen Bemerkung eine solche Auslegung geben! — Der einzigartige Charm, der Sie umgiebt, die Atmosphäre, die man in ihrer Nähe athmet —" er verhaspelte sich, fühlte selber mit Beschämung, wie unangebracht dergleichen ihm so geläufige Komplimente diesem jungen Mädchen gegenüber waren, fand aber nicht gleich aus dem Labyrinth, in das er sich hineingeredet hatte, heraus. „Lassen Sie mich ein etwas abgedroschenes Wort gebrauchen," schloß er. „Das „Stillvolle" Ihrer ganzen Persönlichkeit schien mir darauf hinzuweisen, daß Sie selber sich nothgedrungen auch künstlerisch bethätigen müßten."

Hans lachte. „Es gibt nicht nur ausübende Künstler, mein lieber Alexander, sondern auch Künstler der Empfindung." Die Verwirrung Solteis amüsirte ihn. Es sah dem gar nicht ähnlich, sich durch irgend etwas in Verlegenheit bringen zu lassen. Anna-Maria mußte doch also wohl einen großen Eindruck auf den verwöhnten Kavalier gemacht haben. Er war ganz stolz auf seine Freundin.

Auch die Frau Pastor lächelte. „Ich denke, wir sind in diesem Augenblick schlecht und recht als Menschen beisammen! Was kommt es darauf an, ob wir im gewöhnlichen Leben Künstler, Offiziere oder ganz bescheidene Beamte sind."

Als die Damen aufbrachen, litt die Frau Pastor nicht, daß die Herren sie weiter als bis zum Ausgang des Parks begleiteten. Man verabschiedete sich herzlich, und Hans versprach Seidelmanns einen Besuch für einen der nächsten Tage.

„Sie scheinen recht häufig bei den Damen zu verkehren," meinte Soltei mit einem Anflug von Neid, während sie zu ihrem Tisch zurückkehrten. „Wie ist denn „Polly" mit dieser Konkurrenz einverstanden?"

Hans sah den Freund betrofffen an. „Fürchten Sie, daß ich mein Training vernachlässigen könnte? — — Dann möchte ich doch lieber beizeiten zurücktreten."

„Das haben Sie natürlich schon wieder krumm genommen! — Sie sind jetzt empfindlich wie eine Schnecke, sobald man die antippt, zieht sie sich auch schleunigst in ihr Haus zurück. — Es war eine Neckerei und kein Vorwurf, mein Lieber, und es ist doch wohl am Ende selbst für den seit einiger Zeit den Prüden markirenden Orthmann keine Schande, wenn Jemand annimmt, daß er sich mehr für eine schöne Frau als für einen Gaul interessirt."

Hans schüttelte lachend den Kopf. Er verstand den Freund.

„Sie sind mit Ihren Kombinationen heute entschieden unglücklich, Alexander! — Der Verkehr mit meinen guten Seidelmanns hält mich von keiner Pflichterfüllung ab."

„Ach so! — Er ist natürlich durchaus harmloser Natur! — Hm — darum hat man selbst seinem Intimus diese so plötzlich aus der Versenkung aufgetauchte alte Freundschaft verheimlicht."

„Sprechen Sie sich deutlicher aus, Soltei. Ich kann nicht dulden, daß die geringste Unklarheit über meine Beziehungen zur Familie Seidelmann herrscht."

„Nun, ich meine, daß die blauen Augen nicht Grund haben, die braunen zu segnen! „Anna-Maria" und „Hanni" — das klingt vertraulich genug, um nicht eines besonderen Kommentars zu bedürfen. Aber, Hans, um Gottes willen, wie haben Sie sich denn Ihre Zukunft gedacht! — Es scheint, daß Sie mit aller Gewalt darauf lossteuern, den bunten Rock an den Nagel zu hängen."

„Beruhigen Sie sich, Alexander! Obwohl ich mich glücklich schätzen würde, Anna-Maria mein nennen zu dürfen, wird das nicht geschehen. — Wir sind seit unserer frühesten Jugend viel zu gute Freunde, um uns ineinander verlieben zu können."

„Auf Ehre?"

„Mein Wort darauf! — Aber Sie müssen nicht denken, daß ich mir auf diese Enthaltsamkeit etwas einbilde! Ich meine, Jedermann, dem Anna-Maria ihre Hand reicht, könnte sich geehrt fühlen."

„Ja — und darum eben sage ich von ganzem Herzen: Gott sei Dank! — — Anna-Maria Seidelmann ist eine Dame, um deren Besitz man, glaube ich, mit Tod und Teufel ringen würde. Wenn ich Sie in ihren Fesseln wüßte, würde ich von vornherein jede Hoffnung auf Ihre militärische Laufbahn aufgeben."

Hans sah ihm aufmerksam in's Gesicht. Das hatte ja ordentlich feierlich geklungen. Es war doch sonst nicht Solteis Art, sich vom Anblick eines schönen Mädchens zu Ueberschwänglichkeiten hinreißen zu lassen. — Seine Ansichten über Liebe und Ehe waren im Allgemeinen recht wenig idealistischer Natur.

„Donnerwetter, ist das ein Mädchen!" fuhr Soltei fort. — „Eigentlich, Hans, sind Sie ein — ich weiß nicht, wie ich mich milde genug ausdrücken soll —"

„Sagen Sie getrost Esel."

„Na, so was Aehnliches wenigstens, daß Sie diese Anna-Maria Seidelmann nicht zur Frau von Orthmann machen wollen — eigentlich bin ich aber ein noch größerer, Ihnen das zu Gemüthe zu führen. — Sollte es Ihre Freundeseifersucht gestatten, würden Sie mich glücklich machen, wenn Sie mir einmal wieder Gelegenheit geben wollten, die Damen Seidelmann zu begrüßen."

„Das werde ich nicht thun, mein lieber Alexander."

„Soll das ein Beweis von Mißtrauen sein?"

„Nein, wahrhaftig nicht, lediglich ein Gebot der Klugheit ist's! — Anna-Maria Seidelmann und Baron Soltei passen nicht zusammen."

„Man braucht doch nicht gleich ernsthafte Konsequenzen aus einem harmlosen Verkehr zu ziehen," rief Soltei ärgerlich. „Sie sind ein rechter Philister geworden, Hans."

„Sie müssen doch einsehen, Alexander, daß eine Freundschaft zwischen dem Baron Soltei und einer jungen, schönen Telephonistin, selbst unter mütterlicher Obhut, der Welt sehr wenig glaubhaft vorkommen würde. möchten Sie selber auch die edelsten Absichten damit verknüpfen."

„Sie haben recht," gestand Soltei nach einer Pause des Nachdenkens ein. „Und ich möchte um alles nicht, daß den Damen Seidelmann um meinetwillen auch nur der Schatten einer Unannehmlichkeit erwüchse. — Da verzichte ich lieber nothgedrungen auf eine angenehme Aussicht. — Aber mich verdrießt diese Tyrannei der öffentlichen Meinung."

„Ich habe mit Anna-Maria kürzlich dasselbe Thema verhandelt: Sklaven sind wir allesammt, auf diese oder jene Weise — aber es steht zu hoffen, daß der Lebemann Soltei diese Tyrannei morgen schon vergessen haben wird. Es gibt mehr schöne Mädchen auf der Welt, Alexander! Das wissen Sie ja am allerbesten."

„Meinen Sie?" Es klang ironisch. Dann warf er den Kopf zurück und faßte leichthin in seiner foralosen Art: „Sie haben recht, es gibt noch einige andere schöne Frauen auf der Welt — und zum Glück auch gute Freunde, die uns fürsoralisch darauf aufmerksam machen! Es steht nur zu wünschen, daß die guten Freunde diese verheißungsvolle Wahrheit auch selber beherzigen möchten. — Nun lassen Sie uns in's „Treppchen" gehen und die Erinnerung an den heutigen Nachmittag in einer Flasche goldigen Rheinweins versenken. — Klar, rein, gediegen, von einem inneren Feuer durchläutert und von einem ganz einzigartigen Duft umweht, wie die edelsten Tropfen vom Rhein, ist auch Ihre Freundin, Hans, — und nach allem Champagner, der uns unter echter oder geborgter Etikette serwirt wird, ist so ein Schluck Rheinwein einmal ein wahres Labsal."

Hans schüttelte den Kopf. Wenn es nicht so ganz und gar mit dem Baron Soltei unvereinbar wäre, müßte er glauben, er habe sich Hals über Kopf in das kleine Pastortöchterchen verliebt.

Die Unterhaltung wollte an diesem Abend nicht recht in Fluß kommen zwischen den beiden Freunden. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt, und wenn Soltei sich auch, wie gewöhnlich, in sarkastischen oder paradoxen Bemerkungen erging, schien er doch innerlich nicht bei der Sache.

Plötzlich sagte Hans, sein Glas voll goldigen Weins gegen das Licht haltend und hindurchblickend:

„Sie verglichen vorhin Fräulein Seidelmann mit diesem herrlichen Tropfen vom Rhein — ich halte den lieblichen Mosel passender zu dem Vergleich, gerade wegen des „einzigartigen Duftes", des Hauches der Genialität, der sie umgiebt — des bei aller Schlichtheit so Temperamentvollen, man kann fast sagen Faszinirenden ihres Wesens. — Aber ich kenne eine andere, die ist dagegen wie edler, schwerer, alter Rheinwein, tristallklar, lauter, abgeklärt, echt bis in's Mark — dabei kühl von außen, daß man sie für temperamentlos halten könnte. — — Der Rheinwein will langsam und mit Verständniß genossen sein, aber dabei kann es einem passiren, daß einem ein Rausch zu Kopfe steigt, ehe man es merkt."

„Hat dieser „Rheinwein" vielleicht blaue Augen?" fragte Soltei.

Hans lächelte vor sich hin. Er antwortete nicht.

„Heiliges Kanonenrohr! — Die spuken also wahrhaftig noch bei Ihnen! Gott stehe Ihnen in Gnaden bei!"

Aber in seinem ehrlichen Schreck über diese Entdeckung empfand Soltei doch eine Art Erleichterung, daß die spukenden Augen blau und nicht braun waren.

X.

Gräfin Anastasia Einhardt von Kaltenbergen bewohnte eine große Zimmerflucht auf dem Kurfürstendamm. Sie stammte aus einem alten Fürstengeschlecht, das im Südosten Rußlands reich begütert war.

In einer Sphäre aufgewachsen, in der sich slavischer Despotismus mit orientalischem Prunk und dem Firniß westeuropäischer Gesittung einten, konnte sie noch heute nicht in ihrem Wesen die heterogenen Bildungselemente verleugnen, unter deren Einfluß sie bis zu ihrer Verheirathung mit dem deutschen Offizier, dem späteren General Grafen Einhardt von Kaltenbergen, gestanden hatte.

Sie beherrschte ein halbes Dutzend Sprachen fließend, war in Philosophie und anderen spintisirenden Wissenschaften außerordentlich beschlagen, wußte genau in der Volkskonomie und Soziologie Bescheid, politisirte gern und vor ihren diplomatischen Kenntnissen und Fähigkeiten hatte selbst der gewiegteste Staatsmann Respekt. Dafür aber gingen ihr auf anderen Gebieten der Wissenschaft oft die elementarsten Kenntnisse ab und ihr Charakter war ganz und gar nicht von ihrer Philosophie beeinflußt.

Sie war praktisch, klug und herrisch, ja despotisch zuweilen, ehrlich bis zur Rücksichtslosigkeit, rasch und eisern von Entschlüssen, Sentimentalitäten liebte sie nicht, und Kompromisse schloß sie niemals. „Entweder — oder!" hieß es bei ihr. Da sie aber seltsamerweise im Grunde ihres Herzens außerordentlich autmüthig war und schrankenlos im Wohlthun, so brachte sie dieser Zwiespalt ihres Wesens oft in die unbehaglichsten Konflikte.

Ihr Geschmack hatte sich am wenigsten vom orientalischen Einfluß lösen können, er war, wie Steinrücker gern erklärte, „barbarisch" geblieben. Sie kleidete sich mit Vorliebe in leuchtende Farben und trug viel Schmuck. Von den Künsten verstand sie nichts und die Künstler waren Müßiggänger für sie. Trotzdem kaufte sie Bilder und Statuen, zog Sänger und Mimen in ihre Salons und bezahlte fürstliche Honorare, nicht weil es Mode ist, oder um den Mäcen zu spielen, Interessen zu heucheln, die sie nicht besaß — Anastasia von Kaltenbergen ließ sich nicht herab, zu heucheln —, sondern aus reiner Gutmüthigkeit. Die Künstler sind ja im Grunde unnütze Menschen, aber doch nun einmal vorhanden, fühlen den Hunger gerade so wie die Nützlichen, und man amüsirt sich mit ihnen ganz vortrefflich. — Vor allen Dingen aber, man hat doch Standesverpflichtungen. Und wenn die „Tante Exzellenz" einmal aab, aab sie mit Noblesse.

Die Repräsentationsräume ihrer Wohnung waren mit asiatischem Luxus ausgestattet. — — Eine schwüle, erdrückende Pracht herrschte in ihnen, es waren Zimmer für orientalischen Müßiggang, doch Anastasia von Kaltenbergen ging niemals müßig. Deshalb betrat sie diese Räume ihrer Wohnung auch nur bei offiziellen Gelegenheiten. Zur eigenen Benutzung hatte sie sich zwei Zimmer zum Schlafen und Arbeiten reservirt, deren Einrichtung, derjenigen von Herrenzimmern gleichend, ernst, gediegen, nützlich in jedem Stück, den krassen Gegensatz zu den Staatsräumen bildeten.

Jobst von Steinrücker pflegte zu sagen: Der Kopf der Gräfin Anastasia Einhardt von Kaltenberger, geborenen Prinzeß Mentschikoff, ist russisch, die Außenseite orientalisch und das Herz deutsch, und damit bezeichnete er ziemlich richtig das Wesen der seltsamen Frau.

Augenblicklich saß Gräfin Anastasia mit mehreren Damen vom Komite des Wohlthätigkeitsfestes in ihrem Arbeitszimmer und hielt eine Beratung ab. Sie wollte in der nächsten Zeit verreisen und erst Ende September, kurz vor dem Fest, zurückkehren, da mußten vor ihrer Abfahrt alle Einzelheiten des Programmes genau festgestellt sein.

Das Zimmer hatte schwere geschnitzte Eichenmöbel, einen riesengroßen Schreibtisch, steiflehnige Sofas und Sessel mit dunkelgrünem Lederbezug, Bären- und Wolfsfelle auf dem Boden. Diese, wie der präparierte Wisentkopf über dem Schreibtisch, der Kronleuchter aus Elentiergehörn und als Fußstützen am Kamin dienende ausgestopfte Blaufuchs, waren Jagdtrophäen, die ihre eigene oder ihres verstorbenen Gemahls trefflichere Kugel in Rußland erbeutet hatte.

„Mit dem künstlerischen Programm wären wir also fertig", sagte die ältliche Komtesse Mechthild von Bucherberger, „wir könnten nun ...."

„Bitte", unterbrach Gräfin Anastasia, die in ihrer pelzbesetzten Kasabeika aus rothbraunem Samt — — im Hause trug sie stets Gewänder von russischem Schnitt — — wie eine Satrapenfürstin auf ihrem Präsidentenplatz thronte, „ich möchte gern noch für die kleine Melitta von Hochspitz ein Gesangssolo einschieben, sie hat mich fast kniefällig darum gebeten."

Die Damen warfen sich verstohlene Blicke zu und die Aelteste unter ihnen, Baronin von Söldenschloß, sagte mit vorsichtiger Reserve

„Aber meine liebe Anastasia, Fräulein von Hochspitz hat ja gar keine Stimme — ihr Vogelgezwitscher wurde im Krollschen Saale nicht bis zur Mitte reichen — — es gäbe unfehlbar ein Fiasko".

„Ich habe es ihr aber versprochen und muß mein Wort einlösen."

Die Mienen der Damen wurden immer bestürzter. Wenn Gräfin Anastasia sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, führte sie es rücksichtslos durch oder gab den Gan kurzer Hand auf, wenn man ihr zu viele Schwierigkeiten machte. Das mußte unter allen Umständen vermieden werden.

Die Geheimräthin von Berzin verfiel auf ein diplomatisches Auskunftsmittel. „Dann muß Fräulein von Hochspitz natürlich ihr Solo erhalten. — Ich fürchte nur, Exzellenz, sie wird spöttische Kritiken herausfordern, und dazu ist die kleine Melitta doch eigentlich zu schade."

Das wirkte — — nein, lächerlich machen sollte sich das liebe Ding nicht. „Dann muß etwas anderes für sie erdacht werden", entschied Gräfin Anastasia.

„Wir könnten zum Beispiel im Vergnügungsteil eine italienische Mandolinengesellschaft bringen, Leutnant Bricklett übernimmt das Arrangement gewiß, er selber spielt ja Mandoline. Da hinein würde die Kleine mit ihrem süßen Stimmchen vorzüglich passen."

„Die Sache ist schon ein bißchen abgedroschen — — aber meinetwegen," pflichtete Anastasia bei. Und man ging nun zur Berathung der inoffiziellen Hälfte des Festes über. Die verschiedenen Buden und Verkaufsstände wurden den Damen, die sich dazu gemeldet hatten, zugeteilt.

„Das Champagnerzelt könnte die leicht Ihre Nichte, Fräulein vom Berg, zusammen mit meiner Tochter unter meinem Schutz übernehmen," schlug die Gräfin Bertha von Lachwitz vor. Sie wie ihre Töchter waren berühmte Schönheiten in der Gesellschaft. Vielleicht wollte sie der Gräfin ein Pflaster auf die Wunde legen, wenn sie ihrer Nichte einen Platz in Künstlers Zelt anbot, das sicher das meistbesuchte des Festes sein würde. Aber Anastasia faßte die Sache anders auf.

„Meine Nichte?" fragte sie im schroffen Ton, — — „Sie treiben wohl Ihren Scherz mit mir? Soll Dorette als Aschenbrödel neben Ihnen paradieren?"

„Aber meine liebste Gräfin ...."

„Ach bitte, reden wir doch keinen Unsinn, sonst kommen wir ja nicht zum Ziel. Ich glaube nicht, daß Dorette persönlich Werth darauf legt, überhaupt beim Fest in irgendeiner offiziellen Eigenschaft zu debütieren, aber wenn sie nicht mitmacht, würde es wieder heißen: na ja, der alte Drache gönnt ihr das Amüsement nicht! — Liebe Gräfin, entrüsten Sie sich nicht, man hat ja doch nicht Ohren und taub! — — Also meine Nichte wird weder im Champagner-, noch im Zigarreten- oder Blumenzelt wirken. Dazu eignen sich nur muntere, flotte, pikante und hübsche Damen, Dorette ist weder hübsch noch munter, pikant schon gar nicht, nicht mal interessant; sie ist überhaupt mehr fürs häusliche Leben zugeschnitten, als für solche öffentliche Parade."

„Aber liebste, Sie thun Ihrer Nichte wirklich unrecht, sie ist ein so reizendes Mädchen, so klug ...."

„Und gediegen und charaktervoll — — da haben Sie recht, meine Liebe, aber das sind nicht Eigenschaften, mit denen man draußen in der Welt Erfolge erringt. — — Wenn sie nun à tout prix mitwirken muß, so wollen wir sie in den Verkauf von Konfituren oder Handarbeiten stecken, dafür eignet sie sich noch am besten."

Die Damen tauschten einen raschen Blick, in dem deutlich stand: „Ist sie nicht wirklich eine Drache?" — Dann meinete Komtesse Mechthild von Buchenberger, die von etwas schwärmerischer Veranlagung war:

„Ich weiß, was für Fräulein vom Berg am passendsten sein würde .... Eine wahrsagende Phythia oder Vestalin. Sie hat so tiefe leuchtende Augen und einen so verschwiegenen, geheimnißvollen Zug um den Mund, auch ihre Figur, der klare Teint, das aschblonde Haar würden sie zu einer keuschen, weissagenden Priesterin prädestinieren."

Die Gräfin Anastasia schlug mit der flachen Hand patschend auf den Tisch und lachte ungeniert laut und herzlich: „Diese Mechthild! 's ist unglaublich, welche Phantasie sie hat! — Macht sie mir mein braves Hausmütterchen noch zur weissagenden Kassandra! Ich bin der Ansicht, daß wir Dorette den größten Gefallen thun würden, wenn wir sie ungeschoren ließen; aber wie gesagt, sie soll und muß mitwirken und dann mag sie meinetwegen weissagen oder Näschereien verkaufen, das ist mir einerlei ... Nur für griechische Gewänder bin ich nicht! Ich werde Dorette in das kostbare Prunkgewand einer vornehmen Kleinrussin stecken, das wirkt fremdartig und paßt für so etwas Ausgefallenes, wie das Weissagen, ganz vorzüglich, ist auch nicht stilwidrig, denn in den Dörfern im Innern Rußlands trifft man oft genug auf Frauen aus den besseren Ständen, die sich irgendeinem phantastischen Unfug mit Leib und Seele ergeben haben."

Wenn die Damen mit dieser Auffassung der Gräfin nicht einverstanden waren, so hüteten sie sich doch, es merken zu lassen. Man besprach die weiteren Angelegenheiten und der Vormittag war schon weit vorgerückt, als man sich zum Aufbruch anschickte.

Anastasia langte nach ihrem Stock, den sie, die vom Zipperlein geplagte, stets in Greifnähe wenden sich hatte, um sich mit seiner Hilfe schwerfällig zu erheben, zuckte aber beim bloßen Versuch schmerzvoll zusammen. Auf ihr ungeduldiges Läuten erschien sofort Dorette.

„Meine Nichte wird Ihnen die Honneurs machen, meine Damen, da ich alter Krüppel nun einmal dazu nicht imstande bin."

Als sich die Thür hinter den Damen geschlossen hatte, trat Steinrücker von der entgegengesetzten Seite ins Zimmer. Er war schon seit einer halben Stunde anwesend und hatte Dorette Gesellschaft geleistet, d. h. sich mit ihr gelangweilt, wie er es auffaßte.

Gott, diese Landpomeranze! Da saß sie über eine komplizierte Stickerei gebeugt, sprach über Kunst, Literatur und sonst noch etwas, allerhand sehr gescheite Sachen, fragte theilnahmsvoll nach den Leiden und Freuden seines Berufs — wie hausbacken — und besaß sogar die Geschmacklosigkeit, sich und alles mit dieser kühlen Ruhe ... „der schönen Harmonie ihres Wesens" — — wie Vetter Dornbach diese temperamentlose Fadheit zu bezeichnen pflegte — die einen mit Nerven begabten Menschen zu gelinder Raserei bringen konnte. Er hätte gewiß nicht so ruhig bei ihr ausgehalten, bis die Tante Exzellenz frei war, wenn er nicht dringend nöthig mit dieser zu sprechen gehabt hätte.

Die Gräfin sah ihm mit einem grimmigen Blick entgegen, die Verhandlung mit den Damen und die plötzliche Attacke ihres Leidens hatten sie übellaunig gemacht.

„Komm einmal her und hilf mir auf," rief sie ihm entgegen. Hast dich ja recht rar gemacht in letzter Zeit — bist gewiß eifrig bei der Examensarbeit!"

Jobst bemühte sich, den schweren Körper so behutsam wie möglich auf die Füße zu bringen. „In der That", sagte er dabei, „Sie glauben nicht, was es da zu büffeln gibt gnädigste Tante; ich habe sehr viel zu arbeiten gehabt in der letzten Zeit."

„Bis tief in die Nacht hinein, nicht wahr?" sagte sie ironisch, mit scharfem Blick sein Gesicht streifend. „Du siehst recht angegriffen und übernächtig aus."

Er zuckte ungeduldig die Schultern, aber er sagte nicht. Er sah, daß die Gräfin übler Laune war, und ihm lag heut ganz besonders daran, sie seinen Wünschen willfährig zu machen. Auch als sie in dem mokanten Ton fortfuhr: „Dann wirst du ja in letzter Zeit gar nicht haben das Metropoltheater besuchen können," beherrschte er sich und sagte im Tone eines gutmüthigen Vorwurfs: — „Sie wissen doch, liebe Tante, daß mir dies Wohlthätigkeitsfest auch noch eine Menge Arbeit aufbürdet."

„Dies Fest", sagte sie brüsk, „wächst mir schon zum Halse heraus. Sich zu amüsieren, damit arme Leute Suppe zu essen kriegen, müßte von Rechts wegen beschämend für uns sein! Und diese unnütze Menge Geld, die zum Fenster hinaus geworfen wird, damit ein paar lumpige Mark erübrigt werden. Was ist das alles für ein Widersinn."

„Sie machen doch aber mit, verehrte Tante?" konnte er sich nicht enthalten, einzuwerfen.

„Natürlich!" fuhr sie ihn an, „arrangirt habe ich's sogar, weil die Buchenberger, die Lachwitz, die Söldenschloß, die Hospitz und die andern alle kaum eine lumpige Mark herausrücken würden, wenn nicht ein bißchen Amüsement für sie dabei abfiele. So geben sie mit leichtem Herzen Hunderte für die Ausstattung ihrer Buden allein hin und setzen ihren größten Ehrgeiz darein, recht viel für den Armenfonds abzuliefern."

Dann fragte sie unvermittelt: „Gehst du heute abend zum Konzert nach der Singakademie? Die Lola singt."

Er hatte der Atlanta versprochen, nach dem Wintergarten zu kommen, und verneinte.

„Wo verbringst du denn jetzt eigentlich deine Abende?" fragte sie scharf. „Keiner sieht dich oder will dich gesehen haben. Das ist verdächtig. Auf dem Jour beim Grafen Zerlinsky warst du neulich nicht; du willst mich doch nicht allen Ernstes glauben machen, daß du über deinen Büchern sitzest?"

„Aber gnädigste Tante ...."

„Schon gut," wehrte sie ungeduldig ab, „Dorette wünscht sehr, die Lola zu hören und ich hoffe, du wirst sie begleiten."

Er konnte es nicht hindern, daß sich eine unangenehme Ueberraschung auf seinem Gesicht spiegelte. — „Wenn Sie wünschen, Tante ..."

Ihr inquisitorischer Blick heftete sich wieder in einer ihm höchst unbequemen Weise auf sein Gesicht. „Das klingt ja beinahe märtyrerhaft."

„Aber nein, Tante, ich meine nur — ich fürchte, Dorette wird selber nicht sehr entzückt von meiner Begleitung sein, ich habe nicht die Empfindung, daß mir ihre besondere Sympathie gehört."

„Unsinn," sagte die Tante, und sie machte eine energische Handbewegung dabei, als ob es gelte, ein paar Fliegen wegzuscheuchen.

Dorette trat in diesem Augenblick wieder ins Zimmer und meldete, daß draußen eine Frau wäre, die durchaus die Frau Gräfin, und nur die Frau Gräfin allein, zu sprechen wünsche. Sie hatte sich von Schebnitz genannt und sehe sehr elend und heruntergekommen aus.

„Natürlich wieder eine Bettelei," sagte die Gräfin mit einem Seufzer, „aber dann laßt sie in Gottes Namen ein; ich übe das Wohlthun heute gleich en gros: mit phantastischen Projekten vorhin und jetzt wahrscheinlich mit recht realer Münze. Geht einstweilen nach dem Salon hinüber."

Eine blasse, in schäbige schwarze Gewänder gekleidete Frau trat ein; in ihrem Gesicht war wie mit scharfem Meißel in einen Stein ein Zug muthlosen Leidens eingegraben. Was immer die Frau that und sprach, dieser Leidenszug wich nicht von ihr und ihre Stimme hatte den sanften vibrierenden Ton einer in alles ergebenen Dulderin.

Solche larmoyanten passiven Gesichter und Stimmen hafte die Gräfin, an der alles thatkräftiges Leben war. Es war übrigens so, wie sie vermuthet hatte, die Fremde suchte eine Unterstützung nach. Sie gab eine de- und wehmüthige Schilderung ihrer Leiden zum besten. Es war eine Geschichte herzerbrechenden Elends, aber sie floß ihr wie etwas auswendig Gelerntes vom Munde, und die Gräfin, als gute Menschenkennerin, hatte die Empfindung, als ob die Thränen, die an manchen Stellen der Erzählung der Frau flossen und das unterdrückte Schluchzen hin und wieder, ebenso auswendig gelernt waren, wie die Worte.

Sie hätten ehedem ein Gut besessen, berichtete die Frau von Schebnitz, aber Mißernten und Unglücksfälle unter dem Vieh hätten sie in eine schwierige Lage gebracht. Um ihr Unglück voll zu machen, hätte sich ihr kindlich gutmüthiger Mann dazu überreden lassen, für einen Freund eine hohe Summe Bürgschaft zu leisten und sie zahlen müssen. Das Gut sei ihnen genommen worden und mit leeren Händen hätte man sie gehen heißen. Sie seien nach Berlin übergesiedelt, ihr Mann habe alles versucht, sich durchzubringen, selbst als Versicherungsbeamter; aber ihr adliger Stand setzte ihnen doch eine Grenze, über die sie nicht hinausgehen dürften. Schließlich habe ihr Mann, von Kummer und Aufregung zerrüttet, einen Schlaganfall erlitten, wäre nun schon seit Jahr und Tag gelähmt und müßte im Rollstuhl gefahren werden. Zum Beweise der Wahrheit ihrer Worte präsentirte sie das Zeugniß eines Arztes. Sie habe mit dem Kranken vollauf zu thun. Augenblicklich sei die Noth so groß bei ihnen, daß sie nicht einmal imstande sei, dem armen Kranken die nothwendigste Arznei aus der Apotheke zu besorgen. Sie wollte ja gern von trockenem Brot leben, aber daß ihr armer, elender, guter Mann so darben müßte, das könnte sie nicht ertragen. Darum habe sie sich überwunden und das erste Mal die Zuflucht zum Bitten genommen. — — Die gnädigste Gräfin sei wegen ihrer Wohlthätigkeit bekannt und von einer Standesgenossin dürfte sie doch zu allererst Mitleid und Verständniß für ihre verzweifelte Lage erwarten. Sie wollte kein Almosen, sondern nur ein Darlehen von fünf Mark bis zum Ersten, dann wollte sie die Schuld aus der Familienrente von fünfzig Mark, die sie monatlich erhielten, gewissenhaft tilgen.

„Haben Sie denn sonst keinen Bekannten, bei dem Sie mit diesem bescheidenen Gesuch hätten hervortreten können?" fragte die Gräfin in einem nüchternen Ton, der sehr gegen die weinerliche Beredsamkeit der andern abstach.

(Fortsetzung folgt.)

— Ein angenehmes Gefängniß. Fremder: „Sind denn so arge Verbrecher in diesem Gefängniß, daß so viele Wachtposten da an der Mauer stehen?" — Wärter: „Die stehen bloß da, damit uns die Kerle, die vorne entlassen werden, nicht hinten über die Mauer wieder hereinsteigen!"

— Offen. Lisi: „Frau Müller hat nach Ihnen während Ihrer Abwesenheit gefragt, gnädige Frau!" — Gnädige: „So? — Gott sei Dank, daß ich nicht zu Hause war!" — Lisi: „Ja das hat Frau Müller auch gesagt!"

Für die Küche.

Blumenkohl-Salat. Der gut gewässerte und geputzte Blumenkohl wird in einzelne kleine Rosen zerlegt, diese in Salzwasser weich gekocht, auf einen Sieb abgetropft und recht vorsichtig, damit sie nicht zerfallen, mit einer Sauce aus zwei mit etwas Salz, Oel, Essig, Brühe und Pfeffer, nach Belieben auch Zucker verrührten Dotter gemischt.

Kalbslungenhachis mit Reis. Die weich gesottene, ausgekühlte Lunge wiegt man zu einem Hachis, dämpft sie mit Zwiebel und Petersiliengrün in einem Stück Fett oder Butter ab, giebt helle Einbrenne daran, füllt mit Fleischbrühe auf, säuert mit Citronensaft und richtet das Hachis in einem trockenen gebünsteten Reisrand an.

Rindfleisch auf ostpreußische Art. Ein Pfund Rindfleisch wird geschabt, ein paar alte Semmel in der Universal-Reibmaschine zerrieben, 1½ Ei und ein Stückchen geräucherter Speck hinzugethan und die Masse nach Belieben mit Zwiebel, Schnittlauch oder Petersilie abgeschmeckt. Dann wird ein Rehrücken darauf gejormt und mit dem übrigen halben Ei bestrichen, dann gut gespickt, mit Semmel bestreut und in eine Brühe gelegt, welche aus den Abgängen mit Wurzelwerk gekocht wurde. Dieselbe muß etwa 4 Tassenköpfe voll betragen. Der Braten wird immer mit brauner Butter begossen und im ganzen eine Stunde lang gebraten. Man reicht ihn mit gebratenen Kartoffeln und Salat.

Gebackener Kastanien-Pudding. Nachdem man von 30 bis 40 Kastanien die Schale entfernt hat, schmori man sie in 3 Theilen Wasser, 1 Theil Zucker und ein paar Tropfen Citronensaft so lange, bis sie anfangen, breiig zu werden und das Zuckerwasser zu Syrup geworden ist. Darauf läßt man sie etwas abkühlen, zerquetscht sie ein wenig mit einer silbernen Gabel und fügt nach und nach hinzu: 5 Eigelb, den Schnee von 4 Eiern, 2—3 Eßlöffel voll Himbeermarmelade, 1 Theelöffel voll Backpulver, etwas Butter, Salz und Pfeffer (sehr wenig), füllt die Masse in eine gut gebutterte, feuerfeste Porzellanschüssel, bedeckt mit Butterpapier (fette Seite nach oben) und bäckt sie eine Stunde lang in einem mäßig warmen Ofen. Der Pudding kann kalt oder warm mit einer Frucht- oder Weinsauce gegessen werden. Nachdem man ihn gestürzt hat, garnirt man ihn mit kandirten Früchten.

Altdeutsche Heringssauce. Drei bis vier Heringe werden gut gewässert, gehäutet, der Länge nach in Hälften geschnitten und von allen Gräten befreit. Dann schneidet man das Fleisch in ungefähr fingerbreite Streifen und fügt diese zu einem entsprechend guten Theil würflig geschnittener und in Butter weich gedünsteter Zwiebeln. Der Hering darf nur einmal aufschwitzen, weil er sonst zerkocht, die Eigenthümlichkeit der Sauce erfordert es jedoch, daß die Heringsstückchen ganz bleiben. Darauf wird ein Löffel Mehl in etwas Wasser klar gerührt, in die Sauce gegeben, etwas Pfeffer dazu gefügt und alles noch einmal aufgekocht.

Spinat-Suppe. Man wasche und koche ½ Peck Spinat so weich, daß man das Gemüse durch ein Sieb streichen kann. Hat man 2 Tassen starke Fleischbrühe, so erhitze man diese, andernfalls nehme man von dem Wasser, in dem Spinat gekocht wurde. Aus 1½ Eßlöffel Butter und eben so viel Mehl bereitet man eine Einbrenne, fügt 1½ Tasse Milch und eine halbe Tasse süßen Rahm und Salz und Pfeffer hinzu und vermischt dies alles mit dem in der Brühe befindlichen Spinat. Diese Suppe ist schmackhaft und gesund.

Sonnenscheinkuchen. Man schlage das Gelbe von 7 Eiern mit 1½ Tasse Powder-Zucker ½ Stunde, dann gebe man den festen Schnee von 10 Eiern und 1 Tasse feines mehrmals gesiebtes Mehl und etwas Mandelextrakt als Gewürz in den feinen Kuchen, der in einer hohen tube pan wie ein Angel Food-Kuchen gebacken werden muß. In diesem Rezept wird weder Backpulver noch Cream of Tartar gebraucht. Der Kuchen ist von feinem Geschmack und sehr zart und wird von Herren besonders gern gegessen.

Rühreier mit Kalbshirn. Ein Kalbshirn wird von Häuten und Adern befreit, zerschnitten und mit einer kleinen, fein gehackten Zwiebel oder Schalotte, Salz und Pfeffer unter fortgesetztem Umrühren gar gedünstet. Darauf giebt man fünf bis sechs, mit ein bis zwei Eßlöffeln Milch zerquirlte Eier hinzu und rührt ein feinflockiges Rührei davon ab, das recht heiß aufgetragen wird.

Sellerie-Gemüse. Man schält 2—3 Sellerie, schneidet sie in gleichmäßige Scheiben und läßt diese in Wasser mit Butter und Salz oder in leichter Brühe langsam weichdämpfen. Die Sauce wird mit einer hellen Mehleinbrenne oder mit in Butter durchdünsteter geriebener Semmel verkocht und schließlich das nach Salz vorsichtig abgeschmeckte Gemüse mit etwas feingeriebener Muskatnuß gewürzt.